

Anton Reiter

Ein ereignisreicher Sommer 1988

Auf Umwegen zum Fluchthelfer für zwei junge Ostdeutsche

Anton Reiter – Ein ereignisreicher Sommer 1988

© 2023 Mag. Dr. Anton Reiter

Umschlaggestaltung: www.buchschmiede.at

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-548-6 (Paperback)

978-3-99152-564-6 (Hardcover)

978-3-99152-565-3 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Dieses Buch widme ich Maria, die vor 35 Jahren den ganzen Zauber miterleben musste und mein „Engagement“ mit intellektueller Gelassenheit ertrug.

La perfection est atteinte, non pas lorsqu'il n'y a plus rien à ajouter, mais lorsqu'il n'y a plus rien à retirer. (Perfektion ist nicht dann erreicht, wenn es nichts mehr hinzuzufügen gibt, sondern wenn es nichts mehr wegzunehmen gibt.)

Antoine de Saint-Exupéry (1900-44)

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 7 |
| 1. Mein berufliches Betätigungsfeld..... | 9 |
| 2. Ankunft in Westberlin – carpe diem et noctem..... | 12 |
| 3. Sightseeing am Sonntag – Ausklang mit Michael Jackson | 27 |
| 4. Die Tage des KI-Symposiums im ICC Berlin..... | 40 |
| 5. Disput über den dialektischen Materialismus..... | 48 |
| 6. Mein Abstecher nach Ostberlin am 22.Juni 1988..... | 56 |
| 7. Begegnung mit Nina am Alexanderplatz..... | 65 |
| 8. Beginn meiner Vorbereitungen für einen Fluchtplan..... | 83 |
| 9. Ausgangspunkt Sopron – Einkaufsparadies der Österreicher..... | 87 |
| 10. Auskundschaften der Grenzregion..... | 96 |
| 11. Kontaktaufnahme zu Einheimischen in Sopron | 101 |
| 12. Mit der Familie Todt beim Eisernen Vorhang..... | 109 |
| 13. Übersteigen des Grenzzaunes im Waldgebiet bei Rábafüzes | 124 |
| 14. Bei der ECCE 88 in Lausanne..... | 138 |
| 15. Autofahrt von Lausanne nach Westberlin | 154 |
| 16. Zweites Zusammentreffen mit Nina in Ostberlin..... | 163 |
| 17. Kontaktaufnahme mit Insassen im Flüchtlingslager Traiskirchen..... | 177 |
| 18. Letzte Vorbereitungen für den Tag X | 195 |
| 19. Treffpunkt am Bahnhof in Siófok..... | 203 |
| 20. Illegaler Grenzübertritt nach Jugoslawien am Tag des Hl. Stephan | 216 |
| 21. Auf der Suche nach Jens und Nina | 227 |
| 22. Wie es weiterging | 236 |

Abbildungs- und Quellenverzeichnis

Literaturhinweise

Über den Autor

Vorwort

Alles begann mit meiner Teilnahme an einer internationalen Tagung zum Thema *Künstliche Intelligenz* im Internationalen Congress Center (ICC) in Westberlin im Zeitraum 20.-24. Juni 1988. Bei einem Abstecher nach Ostberlin kam ich mit einer jungen Frau ins Gespräch, die mit ihrem Mann die DDR verlassen wollte. Ich sagte ihr meine Unterstützung zu.

Die Aufarbeitung meiner Erlebnisse als Fluchthelfer stellte ich immer wieder zurück, bis das nahende 35-Jahresjubiläum der Geschichte mich im Frühjahr 2023 dazu beflügelte, meinen alten Vorsatz wieder aufzugreifen und in die Tat umzusetzen. Die Frage war nun, in welcher Form ich die Geschichte niederschreiben würde. Sollte ich einen Roman unter einem Pseudonym verfassen und für die vorkommenden Personen irgendwelche Namen erfinden? Oder lieber in Form einer Ich-Erzählung versuchen, die Handlung über einen Zeitraum von mehreren Monaten bis in den Herbst 1988 hinein so getreu wie möglich darzustellen?

Ich entschied mich für die zweite Variante, allerdings unter Änderung der Namen der Hauptakteure, um auf diese Weise den Leserinnen und Lesern aus Sicht des Autors ein möglichst authentisches und persönliches Bild der Ereignisse zu vermitteln. So könnten diese sich vielleicht leichter in die Situation hineinversetzen und die Handlungen und Entscheidungen der Protagonisten besser nachvollziehen.

Bei der Umsetzung des Buches war es mir wichtig, historische Aspekte durch (eigene) Fotos, Karten, Skizzen und ähnliches zu veranschaulichen, sofern diese verfügbar waren. Dabei bediente ich mich auch bei den freien Lizenzen von Wikimedia Commons und setzte zum Generieren von Bildmaterial künstliche Intelligenz ein.

Um mehr Authentizität und Nähe zu den handelnden Personen – mich eingeschlossen – in wichtigen Szenen herzustellen, bot sich bei kommunikativen Interaktionen die direkte Rede an. Auch der dokumentarische Aspekt sollte in der weitgehend autobiografischen Erzählung zum Tragen kommen, diese jedoch nicht durchgehend bestimmen, sondern nur ergänzen.

Ich hielt es für zweckmäßig, im Rahmen der Darstellung mehr oder weniger auch auf meinen beruflichen und privaten Alltag einzugehen sowie relevante gesellschaftliche und politische Aspekte im Jahr 1988 zu thematisieren. Bisher hatte ich keinerlei Bezüge zu DDR-Staatsbürgern und verfolgte die Situation in

den Medien auch nur am Rande. Zum Fluchthelfer wurde ich nicht schicksalhaft, sondern freiwillig, aus Abenteuerlust und um einer attraktiven jungen Frau, die mich in Ostberlin auf einer Parkbank ansprach, sozusagen einen Gefallen zu tun.

Fast den ganzen Sommer 1988 über war ich in meiner Freizeit und an den Wochenenden mit dem Auskundschaften von möglichen Fluchtwegen beschäftigt und investierte beträchtliche Summen aus eigener Tasche in dieses Unterfangen. Ich hielt die Aktion zunächst geheim, weihte erst nach einige Wochen meine Freundin ein, die meine „Selbstlosigkeit“ weder nachvollziehen konnte noch unterstützte.

Nach einigen Irrwegen war es dann am 20. August 1988 soweit: Am wichtigsten Nationalfeiertag der Ungarn sollte die Flucht über die Drau nach Jugoslawien erfolgen. Weiter unten im Buch gehe ich darauf im Detail ein, doch vorweggenommen sei der Hinweis, dass am Ende das junge Paar aus Ostberlin für mich am Tag danach „verschollen“ blieb.

Vor einigen Jahren habe ich die Geschichte einem befreundeten Theaterregisseur erzählt, der selbst aus dem ehemaligen Ostblock stammt. Er meinte, dass meine Erlebnisse Stoff für ein Drehbuch bieten würden, und zwar für einen Film. Nächstes Jahr wird sich der Fall der Berliner Mauer zum 35. Mal jähren, die Medien werden über das historische Ereignis umfassend berichten. Meine Story passierte genau 1 Jahr früher zu einer Zeit, als der Eiserne Vorhang in Europa noch existierte. So gesehen bin ich auch Zeitzeuge, und insgesamt nur einer von vielen anderen „ehrenamtlichen Fluchthelfern“ davor und bis zum Mauerfall, die ähnlich agiert haben wie ich.

Was bleibt, ist meine späte Erkenntnis, dass ich heutzutage nicht mehr so übereifrig, selbst- und phasenweise sogar gedankenlos handeln würde.

Dr. Anton Reiter, im Mai 2023

Mein berufliches Betätigungsfeld

Seit Juni 1984 war ich in einer innovativen Abteilung im österreichischen Bildungsministerium tätig, die für Informatikangelegenheiten in einem breiten Spektrum zuständig war. In verantwortungsvoller Position als Referatsleiter arbeitete ich intensiv an der Einführung der informatischen Bildung als eigenes Unterrichtsfach an Allgemeinbildenden höheren Schulen (AHS) mit Maturaabschluss ab dem Schuljahr 1984/85 sowie an der Einrichtung eines eigenen Informatikstudiums an den Universitäten zur Qualifikation der Lehrkräfte im Folgejahr.

In den 1980er-Jahren erlebte die Informatikentwicklung als Grundlagen- und Formalwissenschaft, deren Ursprünge in der Mathematik, der Elektro- und Nachrichtentechnik liegen, einen Höhenflug. Im Dezember 1982 wählte das Time Magazin den Personal Computer zur "Machine of the Year".



Abb.1-1: Der Autor hat die Entwicklung des Personal Computers miterlebt und dessen Einsatz im österreichischen Bildungswesen vorbereitet und mitgetragen.

Die Bandbreite der elektronischen Datenverarbeitung wurde immer komplexer, neue Anwendungsfelder kamen hinzu, wie z.B. Kalkulationsprogramme für die Buchhaltung, Software für die Textverarbeitung am Bildschirm, die das Ende der mechanischen Schreibmaschine besiegelte, und Bildbearbeitungsprogramme, die faszinierende grafische Gestaltungsmöglichkeiten boten. Auch die

sogenannte Datenfernübertragung (DFÜ) etwa mittels Bildschirmtext auf räumlich weit voneinander befindliche Rechner stand am Beginn ihres späteren Siegeszuges durch die multimediale Kommunikation über das seit den 1990er-Jahren das Leben der Menschen, fast die ganze Welt revolutionierende Internet.

Angesichts der schnellen Entwicklungen im Bereich der Informatik hatte die eigene fachbezogene Weiterbildung für die Mitarbeiter*innen unserer Abteilung eine hohe Priorität und war geradezu verpflichtend. Um meine Lehrbefähigung für das Unterrichtsfach Informatik an AHS außerhalb der regulären Dienstzeit an Schulstandorten zu praktizieren, musste ich ständig dazulernen. In den 1980er-Jahren kamen neue Programmiersprachen auf, darunter Logo, auch bekannt als Turtle-Geometrie. Der Mathematiker und Psychologe Seymour Papert, ein namhafter Vertreter der konstruktivistischen Lerntheorie am Massachusetts Institute of Technology (MIT), wollte mit Logo die kognitiven Fähigkeiten und Kreativität bei Kindern und Jugendlichen fördern.

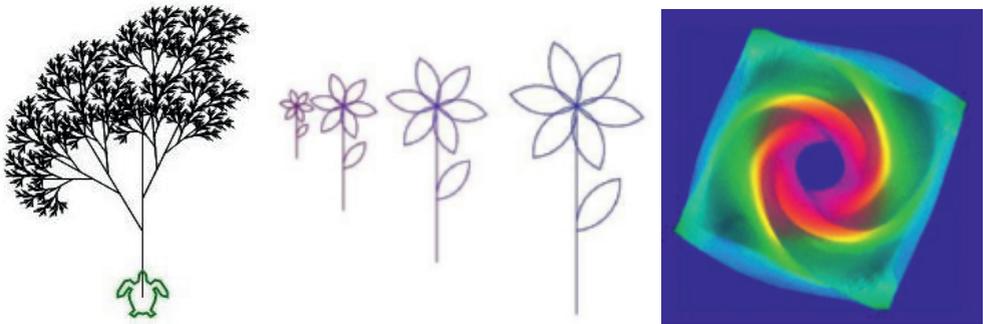


Abb. 1-2, 1-3 u. 1-4: Mit der Programmiersprache Logo lassen sich (u.a. durch Rekursion) verschiedene geometrische Figuren bis hin zur Computerkunst erzeugen.

Wenn man sich wissenschaftlich mit dieser Materie beschäftigte und, wie ich, regelmäßig publizierte, war gerade die aufkommende Künstliche Intelligenzforschung (KI) ein neuer und vielversprechender Fachbereich. Über unsere Amtsbibliothek bestellte ich neueste Literatur dazu und besorgte mir einschlägige Zeitschriften über den Verteiler. Ich hielt Ausschau nach Veranstaltungen im In- und Ausland und wurde fündig.

Vom 20.-24. Juni 1988 fand im Internationalen Congress Centrum (ICC) auf dem Messegelände in Berlin das „2nd International Symposium on Artificial Intelligence and Expert Systems“ in Form von Fachvorträgen, Arbeitskreisen, Workshops sowie Demonstrationen von Hard- und Software statt. Den Dienstreiseantrag hatte ich bereits Mitte April gestellt. Der administrative Instanzenzug zur Genehmigung erstreckte sich vom Abteilungsleiter über die Präsidialsektion

und das Ministerbüro bis hin zum Bundeskanzleramt. Die damalige Bundesministerin Dr. Hilde Hawlicek selbst unterzeichnete mein Ansuchen.

Bei Auslandsdienstreisen musste man eine möglichst genaue Kostenangabe im Voraus vorlegen. Der Flug nach Berlin war mit 5.000 österreichischen Schilling (öS), das entsprach ca. 700 Deutsche Mark (DM), der teuerste Verrechnungsposten. Die gesamte Organisation oblag dem Antragsteller. Bei der Quartiersuche durften bestimmte Obergrenzen nicht überschritten werden. Daher buchte ich eine kostengünstige Pension im Zentrum der Stadt, um zu zeigen, dass die Tagung an sich und nicht das Ambiente und die Unterkunft im Mittelpunkt meines Aufenthalts stehen würden. Erst am 10. Juni bekam ich den genehmigten Dienstreiseantrag zurück mit der üblichen Aufforderung, einen genauen inhaltlichen Bericht mit Erkenntnissen und Schlussfolgerungen abzugeben.



Abb. 1-5: Auslandsdienstreiseanträge wurden im Bundeskanzleramt genehmigt.

Ankunft in Westberlin – carpe diem et noctem

Am 18. Juni 1988 um 11.35 Uhr an einem Samstag hob die Douglas DC-9 der Austrian Airlines pünktlich vom Flughafen Wien-Schwechat ab, um nach ca. 1 Stunde 10 Minuten in Berlin/Schönefeld bei bewölktem Himmel und leichtem Regen zu landen. Alle Passagiere nach West-Berlin hatten sich nach der Ausweiskontrolle in den Ankunftsbereich des Terminal K zu begeben. Mein blauer Dienstpass ersparte mir eine sonst bei den anderen Ankommen sehr strenge Ausweis- und Gepäckskontrolle.

ISSUED BY: AUSTRIAN AIRLINES 2575
 VALID ONLY FOR FLIGHTS AND DATES SHOWN
 TOUR CODE: PASSENGER COUPON
 ORIGIN/DESTINATION: VIE/VIE
 06201355 16JUN88
 N.OE. LANDES-REISEBUERO
 VIENNA AT XNBCP

| X/O | NOT GOOD FOR PASSAGE | CARRIER | FLIGHT | CLASS | DATE | TIME | STATUS | FARE BASIS/TICKET DESIGNATOR | NOT VALID BEFORE | NOT VALID AFTER | ALLOW |
|-----|----------------------|---------|--------|-------|-------|-------|--------|------------------------------|------------------|-----------------|-------|
| | VIENNA | OS | 447 | Y | 18JUN | 1135 | | ORYPX3M | 16JUN | 18JUN | ZOK |
| | BERLIN | SXF | OS | 446 | Y | 23JUN | | ORYPX3M | 23JUN | 23JUN | ZOK |
| | VIENNA | | VOID | | VOID | | | | | | |
| | VOID | | VOID | | VOID | | | | | | |

FARE: AUS3750VIE OS SXF92.2505 VIE92.2505AUS0.8625.30FCU158.70END

TOTAL: AUS3750

FORM & SERIAL NUMBER: 257 1610 433 081 5

Abb. 2-1: Beleg-Scan meines AUA-Flugtickets nach Berlin am 18. Juni 1988.

Wir bestiegen einen der auffallend schmutzig-gelb lackierten Transitbusse der Berliner Verkehrsbetriebe, dessen spartanisches Interieur durch enge, unbequeme Sitze jegliche Bequemlichkeit vermissen ließ. Mit 7 DM war die Einzelfahrt allerdings relativ billig, die Kapazität an Sitzplätzen reichte aus, um die geschätzt ca. 30-40 Fahrgäste unterzubringen. Der Flughafen Berlin-Schönefeld befand sich ca. 20 km südlich vom Berliner-Stadtkern und lag im Hoheitsgebiet der DDR. Bis zum Grenzübergang nach Westberlin an der Waltersdorfer Chaussee fuhr ein Angehöriger der Passkontrollen im Transferbus mit und stieg dann aus.

Ich hatte mir in einer Buchhandlung in Wien einen Reiseführer für Westberlin mit beigelegtem Stadtplan besorgt, um mich schon vorweg etwas zu informieren und vor Ort orientieren zu können. Die gebuchte Pension lag in der

Nürnberger Straße im Tauentzien Viertel. Beim berühmten Kurfürstendamm, Ecke Adenauerplatz, damals für Touristen Flaniermeile und Hotspot in Westberlin, befand sich eine der Aus- und Einstiegstellen für den Transferbus. Von dort war die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche, eines der Wahrzeichen von Berlin, schätzungsweise (auf Basis des Maßstabs 1:20.000 der Karte) ca. 1,5 km entfernt. Ich kannte mich mit den Verkehrsverbindungen hierorts nicht aus, war es doch meine erste Reise in die nach dem Mauerbau seit 1961 geteilte Stadt. Obwohl ich mich trotz Flug und der ca. 40 Minuten dauernden Busfahrt auf einem unbequemen Sitzplatz nicht müde fühlte, wollte ich mit einer vollgepackten Reisetasche nicht so weit zu Fuß gehen, sondern zog es vor, ein Taxi zur Nürnberger Straße zu nehmen.

Am Taxistandplatz waren lauter beige Mercedes 190 aufgereiht, mein um 20 Jahre älterer Nachbar in unserer Wohnhausgarage in Wien fuhr auch so ein Modell, nur weiß lackiert – für ihn war der Mercedes ein Prestigeauto. Mein daneben geparkter, gebraucht gekaufter silberfarbener Volvo 240 mit Benzinmotor konnte laut Typenschein PS-mäßig mithalten, wenngleich es bisher nie einen Anlass gegeben hatte, dies je in der Praxis auf der Autobahn bei einem Wettrennen (eig. ja verbotenerweise) mit ihm auszuprobieren.

Ich bestieg das Taxi und nannte die Adresse. Das Taxameter zeigte 9,80 DM an, als wir bei der Nürnberger Straße ankamen. Sicherheitshalber hatte ich 150 DM bei meiner Hausbank, der Zentralsparkasse in der Schottenbastei im 1. Bezirk in Wien, gewechselt und zudem 500 öS Bargeld bei mir. So zahlte ich 10 DM in Cash, 20 Pfennige waren gewiss nur ein kleines Trinkgeld für den Chauffeur.

Schon seit meiner Jugend, sobald ich alt genug war, zählten Reisen zu meinen Hauptinteressen. Wenn ich zurückdenke, wie eingeschränkt waren doch die Zahlungsmethoden in den 1970er und auch noch 1980er Jahren. Man zahlte in der Regel in bar und immer vor Antritt, nur wenige Hotels wie eben die Pension in der Nürnberger Straße, akzeptierten eine Buchung nach telefonischer Reservierung, die nicht im Voraus über das Reisebüro bezahlt worden war. Zusatzausgaben wurden ebenfalls vor Ort entweder mit Wechselgeld in der Landeswährung in bar, mit von der Bank ausgestellten und vorher dort 1:1 einbezahlten Euroschecks in Westeuropa und Traveller Cheques etwa von American Express in Übersee bezahlt. Von Kreditkarten hatte ich schon gehört, meine Bankfiliale in Wien hatte 1985 in einem Brief an alle Kunden dafür Werbung gemacht. Aber mir war diese bargeldlose Zahlungsform, die ich – und wohl die

meisten modernen Menschen in der industrialisierten Welt – heute nicht mehr entbehren könnte, noch etwas suspekt.

Ich checkte gegen 15 Uhr in der Pension ein, die gepflegte Dame an der Rezeption, die vom Aussehen und ihrem selbstbewussten Auftreten auch die Besitzerin hätte sein können, sprach mit starkem Berliner Dialekt: „Juten Tach Herr Reiter, Se haben bei uns telefonisch 5 Nächte reserviert, wie ick sehe, jeht dat in Ordnung.“ Sie händigte mir den Zimmerschlüssel aus, den ich lieber gleich während des Aufenthalts behalten soll, falls ich vorhabe, später als um 22 Uhr zurückzukommen, denn Nachtportier gebe es derzeit keinen hier im Haus, erläuterte die Dame. „Der Frühstücksraum ist im ersten Stock, ab 7 Uhr können Se kommen, morjen Sonntag machen wir erst um acht auf.“

Ich reichte ihr nach Aufforderung nicht meinen Dienstpass, für sie wohl Rückversicherung für die ausstehende Zahlung von 325 DM bei Abreise und hier üblich, sondern meinen grünen Reisepass, der keinen Einreisestempel aufwies. Den Dienstpass, den Ministeriumsangehörige bei uns beantragen konnten, hatte ich bei der Einreisekontrolle vorgezeigt und jetzt gerade nicht griffbereit. Die freundliche Frau um die 50 mit einer an einen Pudel erinnernden Dauerwelle prüfte das nicht weiter nach, der Pass enthielt viele andere Stempel. „Sollt'n Se Fragen haben, dann fragen Se“. „Danke, auf das komme ich gerne zurück“, antwortete ich trotz 15 Jahre Aufenthalt mit Hauptwohnsitz in Wien nicht in inzwischen angeeigneter dortiger Mundart, sondern in Hochdeutsch ohne erkennbaren Herkunftsakzent – das lernte ich durch Vorträge vor einem Auditorium. Meine Kindheit in Oberkärnten verbrachte ich im Sommer vielfach neben deutschen und holländischen Urlauberkindern. Seit damals glaube ich übrigens fest daran, dass die Deutschen pauschal gesehen „gescheiter“ (oder gebildeter) als wir Österreicher sind, sie formulieren einfach besser – ich fand etwa die Rhetorik von Bundeskanzler Helmut Schmidt, den „Mann mit der schnellen Schnauze“, dem ich gerne und oft im deutschen Fernsehen zuhörte, einfach grandios.

In Berlin stand der Sommerbeginn vor der Tür, obwohl es draußen regnete und mit 18 ° C eher ein Herbstwetter herrschte. Bisher war der Juni auch in Wien ziemlich verregnet gewesen. Mir kam es im knapp 700 km nördlich von Wien gelegenen Berlin kälter als beim Abflug vor.

Als ich 1973 von Oberkärnten kommend nach Wien zum Studieren übersiedelte, bemerkte ich den Temperaturunterschied zwischen dem Süden von Österreich und dem Wiener Becken, das in der Pannonischen Tiefebene liegt, bald. Marillenanbau und Weinkulturen waren und sind klimatisch in Kärnten auch in

Lagen mit direkter Sonneneinstrahlung wie an Hauswänden oder südlich ausgerichteten Hängen nur sehr beschränkt möglich.

Wenn ich im Herbst nach München zum Einkaufen fuhr – in den 1980ern war Kleidung in Deutschland qualitativ besser und trotzdem billiger als in Österreich – , behielt ich die neue Lederjacke nach dem Probieren und Zahlen gleich an, so frisch war es auch in der innenstädtischen Kaufingerstraße. Statistisch gesehen ist der Jahrestemperaturmittelwert in München etwas tiefer als in der Bundeshauptstadt Wien, das mag auch für Berlin im Vergleich zutreffen.

Das Zimmer im 2. Stock der Pension war einfach eingerichtet, aber geräumig und sauber. Ein Badezimmer mit Wannenbad gab es auch. Ich hatte ein Doppelbett reserviert, bei meiner Körpergröße von 1,92 m konnte ich so durch diagonales Liegen gut Platz finden. Bei all den genannten Vorzügen störte mich der uralte tragbare 100-Hz-Bildröhrenfernseher von Philips mit ausziehbarer Antenne, abgestellt auf dem Nachtkästchen, nicht. Ob er überhaupt funktioniert, würde ich schon noch herausfinden – wer reist schon in eine Stadt voller Leben wie Westberlin, um die Nächte vor dem TV-Gerät zu verbringen?

Ich wollte natürlich das verlängerte Wochenende von Samstagnachmittag bis zum Konferenzbeginn am Montag ab 9 Uhr ungeachtet des Wetters privat sinnvoll nutzen, um so viel wie möglich von Berlin, Kulturstadt Europas 1988, getrennt durch die Mauer in zwei ideologische Systeme, nämlich der prosperierenden, von der Bundespolitik in Bonn unterstützen kapitalistischen Westhälfte und dem Kommunismus im nach marxistischer Doktrin regierten Ostteil auf DDR-Seite, zu sehen. Doch am Anfang meines Aufenthalts stand das pulsierende Leben in der Westzone mehr im Mittelpunkt meines Interesses.

Schon in den 1970er-Jahren hatte die mit vielen Vorzügen ausgestattete (keine Wehrpflicht für Männer, keine Sperrstunde für Lokale, hohe Subventionen aus Bonn für Unternehmen und Betriebe) und abgekoppelte Enklave Westberlin eine besondere Anziehung für Freigeister aller Art, die sich gerne im Stadtteil Kreuzberg ansiedelten wie Mario aus Graz, der mir bei unseren wiederkehrenden Treffen auf der Kykladen-Insel Mykonos seit Mitte der 1970er-Jahre von seinen Aufenthalten in einer Kommune nahe der Berliner Mauer enthusiastisch vorschwärmte. Er hatte dort Verehrerinnen, wie er stolz erzählte, die für seine Lebenshaltungskosten gerne aufkamen. Besonders angetan war er von Berliner Kaufhäusern, die er oft aufsuchte und vor allem Kleidung einfach mitnahm oder korrekt formuliert einfach austauschte: Seine alten Sachen ließ er in der Kabine liegen und spazierte neu eingekleidet aus dem Geschäft.



„Berlin is leiwand, i geh ins Kaufhaus, probier' a Paar Schuach on, wenn's pass'n, los i die oit'n do und geh ausse.“

Abb.2-2: Mario aus Graz in meiner Erinnerung: Frauenschwarm und Lebenskünstler, der von Berlin-Kreuzberg schwärmte und öfters dort in einer Kommune (gratis) wohnte.

Als Kongressstadt und Ausstellungszentrum im riesigen Berliner Messeareal war die „Insel-Metropole“ auch für Wissenschaftler und viele bedeutende Industriezweige ein sehr beliebter Tummelplatz – das sollte ich in späteren Jahren bei zahlreichen dienstlichen Tagungsteilnahmen und privaten Aufenthalten als Marathonläufer bis in die Gegenwart anhaltend so erleben.

Im Jahr 1988 war der Kalte Krieg der Supermächte durch Gorbatschows Glasnost (Offenheit)-Politik und dem Willen zur Perestroika (Umgestaltung) in der Sowjetunion und gegenüber dem Westen im Auslaufen. Alle Staaten mit dem sozialistischen System sollten sich öffnen, der Ostblock stand vor dem Zerfall. Das geschah dann mit der Beseitigung der Grenzen im Herbst 1989. Für Berlin änderte sich danach Vieles, im Juni 1988 aber erlebte ich die Gegenwart in einer abgekoppelten Stadt mit einem Sonderstatut.



Abb.2-3: Michail Gorbatschow war Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (1985 bis 1991).

Die alliierten Mächte England, Frankreich und USA in der Westzone hatten auf das Alltagsleben keinen Einfluss, jedenfalls nicht auf die alternative Szene. Dazu zählten zugewanderte Aussteiger wie Mario, Möchtegern-Freaks, für die breite Öffentlichkeit eher schrecklich aussehende Punks mit Tattoos und Piercings, allerlei Sonderlinge und Künstlertypen aus Malerei und Musik, nicht zu vergessen die radikalen Hausbesetzer im Stadtteil Kreuzberg, denen sich Vertreter aller aufgezählten Gruppen anschlossen und die vielen Drogendealer sowie deren Konsumenten am Bahnhof Zoo. Diese Informationen hatte ich im Laufe der Jahre unreflektiert aus Zeitungen und dem Fernsehen entnommen, deutsche TV-Programme empfang ich in Wien über Kabel-TV. Es schien also an der Zeit, mir selbst wegen der knappen Zeit wohl nur ein oberflächliches Bild vom Leben in der Berliner Szene zu verschaffen, wenn es sich in den kommenden Tagen ausginge.

Wegen des Schlechtwetters war Summerfeeling auf der nahen Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche, von Touristen mit Regenschirmen belebten Tauentzienstraße nicht zu spüren, als ich um 17 Uhr zum Kaufhaus des Westens (KaDeWe) spazierte. Bis zum Sonnenuntergang standen mir noch gut 4 Stunden für Sightseeing an meinem ersten Tag in Westberlin zur Verfügung. Für eine Stadtrundfahrt mit einem der Doppeldeckerbusse der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) schien es mir heute schon zu spät, daher beschloss ich kurzerhand einen Blick in das über Berlin hinaus bekannte KaDeWe mit zigtausenden Quadratmetern an Verkaufsfläche und einem Luxuswarensortiment eines der größten Warenhäuser Europas, gemeinsam mit Harrods in London, Au Printemps im Pariser Boulevard Haussmann und der ebenfalls in der französischen Hauptstadt befindlichen Galerie Lafayette, zu werfen. Ganz oben gab es neben teuren Gourmet Speisen im Feinschmeckerbereich auch ein Selbstbedienungsrestaurant sozusagen für Arme – Zeit, etwas zu essen, war es ja längst!

Am Rande sei erwähnt, dass ich Mitte der 1970er-Jahre als Autostopper einmal mit einem dänischen, das andere Mal einem schwedischen LKW am Beifahrersitz durch Tschechien und die DDR fuhr. Bei den Essensstopps in einfachen Gasthäusern in der DDR fiel mir auf, dass etliche Speisen andere Namen als bei uns in Österreich hatten. Daher konnte ich nun im KaDeWe-Selbstbedienungsrestaurant Eisbein mit Sauerkraut und Klößen, übersetzt eine Schweinsstetzel mit Knödel und einer Portion Sauerkraut zuordnen und auswählen. „Nu aba ran an de Buletten!“, hörte ich hinter mir einen Mann zu seiner Begleiterin sagen. Ich drehte mich um und dachte: „Genauso spricht der Berliner Komiker und Schauspieler Didi Hallervorden“, dessen „Rache der Enterb-

ten“ zu meinen Lieblingsfilmen zählte. Ja, ein Bier gehörte auch zum Essen – in Summe zahlte ich 11 DM, für umgerechnet 77 öS hätte ich in einer Wiener Werkskantine zweimal essen können. Morgen würde ich beim Kaufhof am Kurfürstendamm, das damalige Herz Westberlins, vorbeischaun – „ach ja, morgen ist Sonntag, da ist geschlossen“, kam es mir in den Sinn.

Das Wetter hatte sich jetzt um 18 Uhr gebessert, meinen Knirps faltete ich zusammen und legte ihn in die Schutzhülle. Ich machte mich auf den Weg zum berühmt gewordenen Bahnhof am Zoologischen Garten. Das Buch und der Kinofilm „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ hatte Anfang der 1980er-Jahre angesichts der sich dort ausbreitenden Drogenszene für großes Aufsehen gesorgt.

Allerlei schräge Typen lungerten bei den Eingängen zum Bahnhof am Zoo herum. Einheimische mit Taschen vom Samstagseinkauf gefüllt, drängten zu den in die Außenbezirke fahrenden U- und S-Bahnen, Reisende mit Koffern kamen mir aus der Gegenrichtung entgegen, im nach allen Seiten offenen Kiosk sah ich aneinandergereiht in den Illustrierten schmöckernde Nichtkäufer. In Wien würde die Frau an der Kasse solche Kunden bald anschnauzen – Berlin war anders, nennen wir es toleranter. Und vor dem im Bahnhofsgebäude befindlichen Lebensmittel-Superdiskonter standen Sandler, Säufer, Drogenkranke und der eine oder andere linke Geselle, den man einen Zugriff auf fremdes Eigentum zutrauen hätte können. Aber ich hatte den Eindruck, dass sich die Berliner an diese schillernde Buntheit an Menschen längst gewöhnt haben. Ein herunter gekommener Typ schnorrte mich um 20 Pfennig fürs Telefonieren an, „na klar, ich schau gleich nach, ob ich Münzen habe – ich geb' dir 1 Mark, dann kannst du länger anrufen...“ Mir war klar, dass er einfach Geld sammelte, wofür wusste nur er.

Mir kam in diesem Moment wieder der Steirer Mario, gelernter Schlosser mit Gesellenprüfung, Frauenschwarm wegen seiner langen blonden Haare, keinesfalls drogensüchtig, aber ein Genussmensch auf Kosten anderer, in den Sinn. Ob er nun in Berlin wohnte? Wir hatten uns Mitte der 1970er-Jahre auf Paradise Beach in Fredys Camp in Mykonos getroffen. Auch er arbeitete wie ich täglich als Geschirrwäscher und -abräumer einige Stunden zumeist bis ca. 14 Uhr für freies Campen, drei Mahlzeiten und 100 Drachmen pro Tag. Nachmittags genossen wir dann die freie Zeit am Strand, ich saß stundenlang auf einem glitschigen Felsen ca. 10 m vom Ufer entfernt. Frauen und Mädchen half ich beim Hochklettern, Männer waren eher nicht willkommen. Ohne meine blauen Augen hätte man mich glatt für einen Farbigen halten können, so sonnengebräunt stach ich unter den vielen Nacktbadenden heraus. Mario hingegen punktete mit

seinen tollkühnen Sprüngen, mit gekonnten Drehungen und Salti von meterhohen Felsvorsprüngen ins tiefblaue Meer.



Der Autor fühlte sich auf Paradise Beach in Mykonos (Abb. 2-4) in den 1970er-Jahren im Sommer sehr wohl (Abb. 2-5).

Hippies, Aussteiger und Lebenskünstler hielten sich in den Sommermonaten in Mykonos auf, Kolonnen von Schwulen trieben es am Nachbarstrand Super Paradise Beach. Offene, freie Liebe war in den 1970er-Jahren in und Hauptbeweggrund für die meisten Ankömmlinge auf dieser windigen und kargen Kykladeninsel, AIDS noch gar kein Thema, nicht einmal bei Ärzten als lebensbedrohende Viruserkrankung bekannt. Mich hatte es im August 1973, vor 50 Jahren, eher zufällig von Cesme in der Türkei an Bord eines Fischerbootes über Samos dorthin verschlagen.

Anne, die Nichte des bekannten Schweizer Schriftstellers Martin Walser, eine Journalistin und heute erfolgreiche Filmproduzentin, kontaktierte mich Ende der 1990er-Jahre. Sie war auf der Suche nach authentischen Erlebnisberichten für ihren geplanten Reiseführer über Mykonos. Die Redaktion des Unterwegs Verlages entschärfte meinen Beitrag wegen einiger anstößiger Sätze, Anne selbst war hochofrenet, dass einige Zeugen dieser wilden Zeit auf Paradise Beach bereit waren, darüber offen zu erzählen.

Aber zurück zu Mario, den man als Lebenskünstler bezeichnen konnte. Den Winter über verbrachte er ab Mitte der 1970er-Jahre regelmäßig in Goa, ein Hippiezentrum 400 km südlich von Bombay (Bom Bahia, schöne Bucht im Portugiesischen), seit 1997 in Mumbai umbenannt. Er lebte dort am Strand in einer einfachen Hütte – wie er mir erzählte – und kam im Mai von Athen aus mit dem Fährschiff nach Mykonos zurück, vollgepackt mit bunten Seidentüchern und Silberschmuck für den Verkauf an die schon damals vielen Touristen.



Abb. 2-6 und 2-7: Kumpel Mario verbrachte die Wintermonate in den frühen 1970ern in Goa, Indien.

Im Jahre 1982, bereits seit drei Jahren voll im Berufsleben als Lehrer an einem Gymnasium in Wien tätig, flog ich im August mit der KLM von Athen nach New Delhi und deckte mich ebenfalls mit derlei Mitbringsel ein, die ich aber nach der Rückkehr nach Griechenland an den Stränden in Mykonos nur spärlich verkaufen konnte und am Ende den ganzen Plunder in Wien an Freunde und Bekannte verschenkte.



Abb. 2-8: Silberschmuck aus Indien wie dieser im Bild, vom Autor im Hippie-Stadtteil Paharganj in Neu-Delhi im Sommer 1981 billig erstanden, verkaufte sich schlecht.